

Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 22

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 4

Er erwiderte nichts und dachte nach. Auf einmal wandte er sich an sie mit der Frage:

„Hatten Sie mich für einen verlorenen Menschen?“

„Ich?“ sagte sie. „Niemand ist verloren, der sich nicht selber verloren gibt. Es läßt sich alles überwinden und für jedes, auch das noch so sehr belastete Leben eine Lebensmöglichkeit finden. Man braucht es nur zu wollen. Und, wie ich vermute, haben Sie ja auch den Willen dazu.“

Sie sagte das letzte auf gut Glück und sein neuerliches Schweigen schien ihr zu bestätigen, daß tatsächlich eine Spur von Widerstandswillen bei ihm vorhanden war.

Dann sagte er, scheinbar ganz aus dem Zusammenhang heraus:

„Erzählen Sie mir bitte von meiner Mutter.“

Sie erzählte ihm von ihr, und dabei vermied sie, ihn allzu traurig zu stimmen oder ihren Worten irgendeine Spitze zu geben. Sie schilderte, daß die Operation günstig verlaufen, seine Mutter aber sonst zu schwach gewesen wäre. Es habe ihr der Lebenswille gefehlt. Derartiges käme ja öfters bei älteren Patienten vor.

Herbert Medow hatte die Zigarette wieder aufgenommen, er führte sie aber nicht zum Mund, sondern zerdrückte sie im Aschenbecher.

„Ja“, sagte er, „ihr Lebenswille ist erloschen. Ich weiß auch warum. Meine Schuld.“

„Herr Medow“, unterbrach sie ihn schnell. „Ihre Mutter —“ Er hörte nicht auf sie.

„Meine Mutter hat es nicht zugegeben“, erwiderte er. „Sie hat darüber geschwiegen, das kann ich mir denken. Sie hat mich immer entschuldigt. Sie war gut. Vielleicht zu gut. Ist es nicht so?“

Sie wollte nicht zugeben, daß er vielleicht recht hatte, sie sagte bloß:

„Mag sein, aber — — — ein Mann wie Sie nützt jede Chance aus, um Vergangenes wieder gutzumachen — — —“

„Gewiß, ja ... aber die Vergangenheit — — sie lebt noch: Sie quält mich — —.“ Er sah auf und blickte nach der Uhr an der Wand. „Und nun, Fräulein Doktor Hansen, möchte ich Ihre Freizeit nicht mehr länger in Anspruch nehmen. Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar für alles, was Sie getan haben. Dankbar für das, was Sie für meine Mutter taten, wie für das, was Sie für mich selber — — —“

Er rief die Kellnerin. Thea zahlte selber. Sie war etwas überrascht, denn sie sah ein, daß die Unterredung gleich zu Ende war und nichts Wesentliches mehr gesagt werden konnte.

Gleichzeitig wurde ihr klar, wie wenig sie bisher erreicht hatte. Über die entscheidende Frage, darüber nämlich, ob Herbert Medow seine frühere gefährliche Bekanntschaft wieder erneuern wollte, über dieses wichtigste Problem war überhaupt nicht gesprochen worden.

Herbert Medow traf Anstalten, fortzugehen. Nachdem die Kellnerin fort war, bat er Thea um die Erlaubnis, sich zu verabschieden. Sie standen auf. Thea streckte freimütig die Hand aus, und er reichte ihr die seine.

„Würden Sie es aufdringlich finden“, meinte sie, „wenn ich noch auf die Zukunft zu sprechen komme — — ich meine, Ihre Zukunft — — — haben Sie schon eine Stellung in Aussicht?“

„Ich werde schon etwas finden. Ich kenne ein paar Leute, die gewiß etwas für mich tun werden.“

„Ich würde gerne erfahren, ob Sie Erfolg haben, Herr Medow.“

Sie gingen zusammen an die Tür und hinaus in die Sonne.

„Meinen Sie das aufrichtig?“ fragte er. „Ich soll etwas von mir hören lassen?“

Thea lächelte.

„Bestimmt“, sagte sie, „und ich freue mich darauf.“

„Wenn ich Sie nun beim Wort nehme? Sind Sie brieflich in der Klinik zu erreichen?“

„Jederzeit.“

„Dann werde ich schreiben, Fräulein Doktor Hansen.“

„Bald?“

„Sobald ich etwas Neues mitzuteilen habe“, erwiderte er. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Sie haben mir neuen Mut gegeben. Und ich glaubte schon — — nun, lassen wir das. Ich werde Ihnen bestimmt schreiben.“

Thea sagte, daß sie drüben mit der Straßenbahn zurückfahren werde. Impulsiv fügte sie hinzu: „Ich weiß, Herr Medow, es wird noch alles gut werden. Es wird so werden, wie es Ihre liebe Mutter sich gewünscht hat. Sie werden sie nicht vergessen, nicht wahr?“

„Nein, Fräulein Doktor — —“

Er grüßte noch einmal, dann ging er weg. Aufrecht und mit federndem Gang. Anders als vorhin.

Thea sah ihm nach, eine nachdenkliche Falte war auf ihrer Stirn. War die Unterredung nun doch erfolgreich gewesen? Oder war alles vergebens? War er verloren? Sie hatte getan, was in ihren Kräften stand, und sie hatte versucht, im Sinne seiner Mutter vorsichtig und geschickt zu sein.

Vielleicht ging er trotzdem in seine alte Welt zurück? Es war bestimmt nicht leicht für ihn, gerade für ihn, eine Stellung zu finden. Wenn er nun keine fand — was dann? Ob er dann schrieb?

Thea hatte sich rasch ein Bild über seinen Charakter gemacht. Er war eine verwöhnte, empfindliche Natur und leicht zu beeinflussen. Frau Medow hatte das schon durchblicken lassen, und Thea hatte es bestätigt gefunden. Er stand vor einem Kreuzweg, und die Richtung, die er einschlug, war entscheidend für die ganze Zukunft. Ja, wenn er wirklich schrieb! Thea traute sich zu, ihn tatsächlich günstig zu beeinflussen. Vielleicht war er einer von denen, die alles versprechen und nachher nichts halten?

Thea hätte gern gewußt, wohin er jetzt wollte. Zu seiner früheren Bekanntschaft zurück und direkt ins Verderben? Wovon wollte er leben? Fand er eine Stellung? Alle diese Fragen beunruhigten sie, und sie konnte sich vorstellen, welche Sorgen seine Mutter jetzt gehabt hätte, wenn sie noch am Leben gewesen wäre.

Für den Augenblick traf nun allerdings der Mann, der eben aus dem Gefängnis kam, noch keine Anstalten, seine alten Bekanntschaften wieder anzuknüpfen.

Herbert stieg nach ein paar Straßen in die Bahn und fuhr nach einem ruhig gelegenen Vorort. In einer stillen Straße ging er in ein Haus und klingelte. Die Frau, die ihm öffnete, begrüßte ihn als Bekannten.

Sie unterhandelten eine Weile, und dann stellte sich heraus, daß Frau Ithal ein möbliertes Zimmer frei hatte, vorausgesetzt, daß die Miete vorausbezahlt wurde. Es war zufällig dasselbe Zimmer, das er vor seiner Verhaftung gehabt hatte. Die Wirtin ging voraus und zeigte ihm den Raum. Es war eher eine elende Bodenkammer, als ein Zimmer. Schließlich war es aber doch noch einladender als eine Gefängniszelle, und er mietete daher und legte der Frau die Miete für eine Woche auf den Tisch. Frau Ithal wurde auf einmal gesprächig.

Nein, Briefe waren nicht eingetroffen und auch die junge Dame, die früher gekommen war, hatte sich nicht sehen lassen.

Frau Ithal zog sich endlich zurück, ohne ihre brennende Neugier befriedigt zu sehen, und Herbert Medow setzte sich auf die Bettkante und starrte vor sich hin.

Er war weit heruntergekommen, dachte er, und tiefer konnte er nicht mehr fallen. Und er — er hatte früher einmal geglaubt, im Leben eine Rolle spielen zu dürfen! Ja, wenn Lisa nicht gekommen wäre. Sonderbar, damals, als er Geld hatte, war sie immer um ihn gewesen. Jetzt ließ sie sich nicht sehen. Sie hatte nicht geschrieben, und ihn im Gefängnis nicht einmal besucht. Nun, jetzt war er um eine Erfahrung reicher. Am besten war, sie aus dem Gedächtnis wegzustreichen.

Und Mutter war auch nicht mehr da. Niemand, kein Mensch hatte ernstliches Interesse an ihm. Ausgenommen diese Unbekannte, diese Ärztin, aber vielleicht tat sie alles auch nur, weil sie einem Wohltätigkeitsverein angehörte.

Jetzt fiel ihm das Päckchen ein, das ihm Thea gegeben hatte, er holte es aus der Tasche und machte es auf. Da war ein Brief und eine Reihe von amtlichen Dokumenten. Er griff zuerst nach dem Brief, dem letzten Lebenszeichen seiner Mutter.

Er öffnete den Umschlag und ging an das kleine Fenster, um besser lesen zu können. Dann zog er einen Stuhl heran. Der Brief war lang, vier Seiten lang, und war offenbar schon einige Zeit vor ihrem Tode geschrieben.

Schwer atmend begann er zu lesen, doch bald wurde sein Atem hastiger und erregt, und er las sich in große Aufregung hinein. Nach der letzten Zeile entfaltete der Brief seinen Händen und er starrte ins Leere. Seine Gedanken flogen, und es kam ihm geradezu ungeheuerlich vor, was er eben gelesen hatte.

Viertes Kapitel.

Assistenzärztin Dr. Hansen war aus ihrem bisherigen Tätigkeitsfeld in die chirurgische Abteilung versetzt worden, und zwar auf besonderen Wunsch von Professor Krusius. In dem Augenblick, als Thea ihre neuen Pflichten übernahm, waren in der Frauenabteilung nur sechs Betten belegt und vier von diesen Patientinnen befanden sich auf dem Wege der Besserung, während die beiden anderen noch auf die Operation warteten. Die nächste war auf den kommenden Dienstag anberaumt.

Durch die Oberschwester erfuhr Thea gleich, daß sich die letzte Patientin in sehr schlechter Verfassung befand und der Operation mit größter Angst entgegensah. Die Kranke hieß Marie Ulrich und war ein erst neunzehnjähriges Mädchen mit hübschem brünettem Vordenkopf und scheuen braunen Augen. Marie Ulrich war Kontoristin gewesen und hatte diese Stellung vor einigen Wochen aufgeben müssen. Schon seit etwa drei Jahren verspürte sie häufig ein Drücken im Kopf, und seit einiger Zeit waren die Schmerzen unerträglich geworden. Gleichzeitig damit hatte die Sehkraft nachgelassen, und die Kranke verbrachte die Zeit oft weinend und schluchzend, weil sie befürchtete, blind zu werden.

Bereits vor längerer Zeit war sie in ärztlicher Behandlung gewesen, aber der Zustand hatte sich nicht gebessert. Der Augen-

arzt, der dann zu Rate gezogen wurde, stand vor einem Rätsel. Er sprach mit Professor Krusius über den Fall, und dieser horchte gleich auf und ließ sich die Patientin kommen. Marie Ulrich mußte ausführlich über ihr Leben erzählen und dabei stellte sich heraus, daß sie vor drei Jahren einen Unfall gehabt hatte, dem sie und ihre Eltern aber keine Bedeutung zumahen. Beim Schwimmen in freiem Wasser hatte sie sich bei einem Kopfsprung verletzt, und es war sogar eine Narbe an der Kopfhaut zurückgeblieben. Professor Krusius schloß jetzt schon auf eine bestimmte Diagnose, die dann durch die Röntgenaufnahme bestätigt wurde. Eine Operation war unbedingt nötig.

Marie Ulrich war überzeugt, daß sie die Operation nicht überleben oder zumindestens blind werden würde. Thea empfand großes Mitleid mit dem armen Mädchen, deren junges Leben ein tragisches Schicksal durchkreuzte. Marie war verlobt und hatte die Absicht, nächstes Jahr zu heiraten. „Er“, der junge Mann, von dem sie sprach, war „der beste Mensch von der Welt“ und nun — — —

„Ich möchte noch nicht sterben, Fräulein Doktor“, sagte sie zu Thea, die neben ihrem Bett stand. „Ich bin noch so jung und das Leben und das Glück liegt noch vor mir.“

„Was haben Sie für dumme Gedanken“, erwiderte Thea kopfschüttelnd. „Wer spricht denn vom Sterben?“

„Fräulein Doktor, vorstellen Sie sich nicht. Sie wissen doch ganz genau, daß mir nicht zu helfen ist.“

Thea ging ihren ärztlichen Pflichten nach, legte den Fiebermesser an und nahm den Puls. Dabei warf sie einen Blick auf die Tafel über dem Bett.

„Professor Krusius wird Sie selbst operieren. Was hat er denn gesagt?“ fragte sie.

„Er — — — er hat natürlich gesagt, es würde glücken. Aber ich glaube, er wollte mir nur Mut machen.“

Thea lachte.

„Wenn Professor Krusius etwas verspricht, hält er es“, erwiderte sie. „Er ist ein berühmter Chirurg und ihm ist noch keine Operation mißlungen.“

„Dann meinen Sie also, Fräulein Doktor —“

„— — — Daß Sie nächstes Jahr Hochzeit feiern können.“

Die Kranke beruhigte sich und am nächsten Morgen kam Professor Krusius, um persönlich nach seinen Patientinnen zu sehen.

Thea und die Oberschwester begleiteten ihn. Zuerst ging er an Marie Ulrichs Bett und setzte sich auf den Bettrand. Er suchte sie durch einige Scherzworte aufzuheitern, und zu seiner Überraschung hörte er, daß sich ihre Ansicht geändert hatte. Sie sah ihn mit ihren guten, braunen Augen verständnisvoll an und sagte leise:

„Nun habe ich keine Angst mehr, Herr Professor. Fräulein Doktor hat mir alles gesagt, und ich glaube ihr. Nicht wahr, Sie werden ein armes Mädchen nicht zum besten haben —?“

Der Professor streichelte über ihre Wange.

„Nein, mein kleines Fräulein, das tue ich nicht. Sie können volles Vertrauen zu mir haben, und alles wird noch gut werden.“

Er ging mit den anderen weiter. Nach der Visite hatte er draußen mit der Assistenzärztin Hansen noch eine kurze Aussprache über die nächste Operation.

„Der Fall liegt schwierig, sehr schwierig“, sagte er. „Und erst bei der Operation kann ich mir ein sicheres Urteil bilden. Ich werde sie durchbekommen, so hoffe ich wenigstens. Übrigens ein nettes, hübsches Mädchen, einzige Tochter, und ihre Eltern sind in großer Sorge.“

„Wenn sie jemand retten kann“, sagte Thea, „sind Sie es, Herr Professor.“

„So, glauben Sie auch an meine Unfehlbarkeit?“

Er lächelte und verabschiedete sich dann. Thea sah ihm nach und ein sonderbarer, phantastischer Gedanke kam ihr in den Kopf.

Fortsetzung folgt.